

Monika Maron

Dankesrede

zur Verleihung des Deutschen Nationalpreises 2009 am Dienstag, 16. Juni 2009

Der Preis der Deutschen Nationalstiftung ist kein Literatur-Preis. Er ist ein politischer Preis, der vor allem dem politischen Wirken unserer Arbeit im Sinne der Stiftung gilt, deren Ziel es ist, „die Fremdheit zwischen Ost und West zu überwinden und die nationale Identität der Deutschen in einem vereinten Europa zu stärken“. Daß unsere Bücher in den Augen der Stiftung dazu beitragen können, ehrt uns.

Was als Würdigung durch eine politische Stiftung eine Ehre ist, kann als Kriterium für die Literaturwissenschaft und die Literaturkritik allerdings zu einem Problem geraten, über das zu sprechen mir diese Preisverleihung eine glückliche Gelegenheit bietet. Ich meine die politisch-pragmatische Rezeption der Bücher von ostdeutschen Autoren und die geschürte Erwartung, darin endlich eine Erklärung zu finden für dieses unverständliche Land mit seinen ebenso unverständlichen Bewohnern.

Für mich war die DDR weniger ein Land als eine Zeit, und nur so rechtfertigt sich auch der beliebte Zusatz damals: die damalige Zeit. Die damalige DDR wäre eine Tautologie; es gab nur diese eine DDR, wie es die Weimarer Republik und den deutschen Nationalsozialismus nur einmal gegeben hat.

Was aber heißt es für den Schriftsteller, eine Zeit zu erklären?

Er läßt seine Figuren in den Bedingungen ihrer Zeit agieren, egal, ob er die Geschichte einer großen Liebe oder gesellschaftlicher Umbrüche erzählen will. Er erzählt von Personen in den Verstrickungen oder in Kollision mit ihrer Zeit, und wenn es gelingt, erhellen die Personen die

Zeit und wirft die Zeit ein Licht auf die Personen. Nichts anderes, jeder seiner Erfahrung und seinem Temperament gemäß, haben auch wir gemacht, die wir Geschichten über das Leben aus unserer Zeit, aus der DDR, geschrieben haben. So betrachtet, wäre das Bedürfnis nach Erklärung ja gar nicht falsch: etwas klären, klarer werden lassen, als es vorher war.

Trotzdem reizt es mich zum Widerspruch, fast zur Verweigerung. Es assoziiert die Existenz von etwas ganz und gar Fremdem, das unbedingt der Erklärung bedarf wie ein kompliziertes technisches Gerät oder ein Naturphänomen, unbegreiflicher als das Mittelalter, etwas, dem der Erklärungsuchende ganz und gar ahnungslos und unschuldig gegenübersteht. Und das, obwohl wir alle gemeinsam 1945 von einer viel grausameren Diktatur befreit wurden, die Erfahrung mit dem Leben unter einer Diktatur also zu jeder deutschen Familiengeschichte gehört. So verstört und schuldbeladen sind wir damals in die getrennten Wege der deutschen Nachkriegsgeschichte aufgebrochen, für vierzig Jahre, die ausgereicht haben sollen, um füreinander unverständlich zu werden. Das kann ich nicht glauben. Mögen die Bedingungen, unter denen die Ostdeutschen in diesen Jahrzehnten gelebt haben, auch absurd anmuten, ihre Lebensstrategien, ihr Versagen oder ihr Mut, die Neigung, sich einzurichten in Verhältnissen, die sie nicht ändern konnten, können den Westdeutschen, schließlich aus gleichem Holz geschnitzt und mit dem gleichen historischen Ballast behängt, unmöglich so fremd und rätselhaft gewesen sein, wie sie vorgegeben haben. Ich weiß ja nicht, wer ich da gewesen wäre – das war oder ist immer noch ein Standardsatz im deutsch-deutschen Dialog, mit dem eine gewisse Unsicherheit über die eigene Standhaftigkeit immerhin eingeräumt wird. Kein Ostdeutscher, der diesen Satz nicht schon gehört hätte, und vermutlich auch keiner, der nicht ab und zu gedacht hat: ich weiß genau, wer du gewesen wärst, und du selbst könntest es auch wissen.

Und damit bin ich wieder bei meiner Irritation über die Aufklärungs- und Erklärungsforderung an die Literatur.

Wenn wir eine Geschichte über einen Pferdehändler lesen, der im sechzehnten Jahrhundert ein erlittenes schweres Unrecht mit einem Rachezug beantwortet, dann erfahren wir zwar auch etwas über die Willkür und Korruption unter feudaler Herrschaft, das ließe sich aber

effektiver in einem Geschichtsbuch nachlesen. Nicht darum hat Kleists Novelle die Jahrhunderte überdauert und ist der Name Michael Kohlhaas zu einem Synonym für zerstörerischen Gerechtigkeitswahn geworden, nicht weil uns die Zeit erklärt wird, in der sie passiert ist, zumal zwischen dem historischen Geschehen und dem Entstehen der Novelle zweihundert Jahre liegen, sondern weil wir dem Menschen, dem diese Geschichte widerfahren ist, diesem „rechtschaffensten zugleich und entsetzlichsten Menschen seiner Zeit“, in seine Irrungen und Abgründe folgen, seine Besessenheit verstehen und in uns selbst erkennen und uns zugleich darüber entsetzen.

Das vermag Literatur im glücklichsten Fall: im einzelnen Menschen verstehen, was uns allen innewohnt, und die Umstände erkennen, die es zutage fördern können. Die Literatur als intuitiver Weg der Erkenntnis, die in der Sprache ihre Zuspitzung oder ihren Ausgleich findet, die in den Exzess oder zur Versöhnung führt – so würde ich vage benennen, was mich zum Schreiben von Büchern antreibt, und ich nehme an, daß es so oder ähnlich für andere auch gelten könnte. Wenn ich das als Maßstab für das Gelingen oder Mißlingen meiner Arbeit setze und mir die Arbeit gelungen, wenigstens nicht misslungen ist, dann hätte ich mehr erklärt als das Leben in der DDR. Dann könnte jemand, der das Buch liest, vielleicht sogar zu seinem Erstaunen feststellen, daß er, wenn auch in gänzlich anderen Konstellationen, schon ähnlichen Gewissensnöten ausgesetzt war, von ähnlichen Ohnmachtsgefühlen heimgesucht wurde, daß er den Menschen, von dem er liest, auch in sich selbst finden kann. Wenn meine Arbeit mir nicht misslungen ist, habe ich also nicht die DDR erklärt, sondern ich habe erzählt, was mit Menschen geschieht, wenn sie Verhältnissen unterworfen sind, in denen sie eine relative materielle Sorglosigkeit mit ihrer geistigen Freiheit bezahlen, und in denen der Versuch, sich aus der Unmündigkeit zu befreien, die Existenz und sogar die leibliche Freiheit kosten kann. Auch wer nicht in der DDR gelebt hat, wird in seinem Leben an einem vergleichbaren Kreuzweg gestanden und seine Entscheidung getroffen haben. Daß die gesamte literarische Produktion Ostdeutschlands zwischen 1949 und 1990, und sogar darüber hinaus, sowohl in der Germanistik als auch im Feuilleton, bis heute unter der Bezeichnung DDR-Literatur abgehandelt wird, ist nicht nur ein Ärgernis, sondern führt auch

zu einer verengten Wahrnehmung der Texte, die vor allem auf ihren DDR-Bezug gelesen und damit ihrer Übertragbarkeit auf andere Lebenswelten beraubt werden. In die Kategorie DDR-Literatur fällt von Willi Bredel, Kuba und Louis FURNBERG bis zu Heiner Müller, Thomas Brasch und Sarah Kirsch jeder und alles, weil es sich dabei eben nicht um eine literarische, sondern um eine geopolitische Kategorie handelt, in die selbst noch Autoren eingeordnet werden, die zum Zeitpunkt der deutschen Vereinigung keine zwanzig Jahre alt waren.

Die Bundesrepublik Deutschland feiert in diesem Jahr ihr sechzigjähriges Bestehen. Ein Drittel dieser Jahre ist schon unsere gemeinsame Zeit. Und trotzdem erweckt es oft den Eindruck, das deutsche Original, auch in der Literatur, ist bundesdeutsch, der Osten eine seltsame Abart. Es ist an der Zeit, die Literatur, die in der DDR entstanden ist oder sie als Erfahrungsmaterial verwendet, an ihrer literarischen Qualität zu messen, statt sie nach ihrer geografischen Herkunft oder ihrem politischen Standort zu klassifizieren. Die DDR war das Ergebnis der gemeinsamen deutschen Geschichte, sie gehört zur deutschen Geschichte, und die Literatur, die in ihr geschrieben wurde, ist deutsche Literatur, gute oder schlechte, wahrhaftige und verlogene - vieles, was schon vergessen wurde, und anderes, das vermutlich vergessen wird, wie zu allen Zeiten. Vielleicht wird manches überleben, aber das entscheiden nicht wir.